

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Oldenburgische Blätter. 1817-1848 23 (1839)

41 (8.10.1839)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-797181](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-797181)

Oldenburgische Blätter.

№ 41. Dienstag, den 8. October. 1839.

Oldenburgischer Nekrolog.

(B e s c h l u ß.)

Johann Christian Becker,
M. Dr. Physicus des Kreises Ovelgönne
und practischer Arzt zu Ovelgönne,
geb. d. 17. Aug. 1794., gest. d. 16. Sept. 1838.

Er war ein Sohn des am 8. December 1818. verstorbenen ehemaligen Bauinspectors Johann Heinrich Gottlieb Becker in Oldenburg und der erst am 28. März 1838. verstorbenen Wittve desselben Amalie Louise Elisabeth, geb. Zedelius. Seine Schulbildung erhielt er auf dem Gymnasium zu Oldenburg,, welches er im Jahre 1812. verließ, um in Strassburg Medicin zu studiren. Zur Wahl dieser Universität bewog ihn das im französischen Reiche, dem Oldenburg damals angehörte, bestehende Verbot des Besuchs auswärtiger Universitäten. Als aber im Jahre 1813., ungeachtet der Abperrungen der französischen Polizei, die Kunde von der Erhebung Deutschlands auch dahin gelangte, verließ Becker mit noch drei dort studirenden Oldenburgern heimlich Strassburg und alle vier erreichten glücklich Schlesien, wo sie den freiwilligen Jägern der preussischen Garde sich anschlossen. Mit die-

sen focht nun auch Becker in den Jahren 1813. und 1814. für Deutschlands Befreiung und drang mit den Siegern über den Rhein. Nach der Schlacht bei Troyes kehrte er jedoch in das unterdeß frei gewordene Vaterland zurück und ging dann nach Göttingen, um seine unterbrochenen Studien wieder fortzusetzen. Er lag denselben mit solchem Fleiße ob, daß er nach rühmlichst bestandenen Facultäts-Examen und eingereichter Inaugural-Dissertation (de discrimine inter rheumatismum et arthritidem) im Herbst 1816. dort die medicinische Doctorwürde erhielt. Um Weihnachten desselben Jahres kam er wieder in Oldenburg an und beschäftigte sich während des Rests des Winters mit der Repetition seiner gehörten Collegien. Dann ging er um Ostern 1817. nach Wien, um in den dortigen großen Hospitälern sich mehr practisch auszubilden und im Herbst desselben Jahres zu gleichem Zwecke nach Berlin. Von da kehrte er nun um Ostern 1818. nach Hause zurück, um in das bürgerliche Leben thätig einzutreten, bestand ruhmvoll das oldenburgische Staats-Examen und erhielt darauf von



der Herzoglichen Regierung die Concession zur ärztlichen Praxis mit einstweiliger Anweisung des Wohnorts zu Wechta. Kaum aber hatte er einen Anfang der Praxis machen können, als am 14. Sept. 1818. der Herzog ihn zum Physicus des Kreises Dvelgönne und Arzt der Quarantaine-Anstalt an der Weser ernannte. In der letztern Qualität mußte er dem Ausfluß der Weser möglichst nahe seyn und nahm daher seinen Wohnsitz zu Nordenhamm. Um mehr in der Mitte seiner zahlreichen Patienten zu leben, zog er jedoch im Jahre 1820. etwas mehr an der Weser aufwärts nach Strohausen, wo er auch im Jahre 1822. sich mit der ältesten Tochter des dortigen Kaufmanns Becker verheirathete. Nach der Wasserfluth vom 3. und 4. Febr. 1825., wodurch er an seinen Meubeln und Büchern bedeutenden Schaden erlitten hatte, verlegte er seine Wohnung nach Abbehausen, aber schon im folgenden Jahre mußte er nach Dvelgönne ziehen, weil die Herzogliche Regierung es zweckmäßiger fand, daß der Physicus an dem Orte wohne, wo das Landgericht seines Kreises seinen Sitz habe. Damit war nun aber die Function eines Quarantaine-Arztes nicht mehr vereinbarlich und er mußte solche also aufgeben.

In Dvelgönne nahm seine Praxis an Ausdehnung immer mehr zu und die damit verbundenen Anstrengungen, vielleicht vereinigt mit einigen gebliebenen Folgen des Feldzugs, führten eine Kränklichkeit herbei, die immer mehr zunahm, und nach einem langen, höchstschmerzhaften Krankenlager verschied er, tiefbetrauert von seiner nachgebliebenen Wittwe und seinen sieben Kindern, denen er stets ein liebevoller Gatte und Vater gewesen war. Er zeichnete sich durch streng: Rechtlichkeit

und feste, selbst Aufopferungen nicht scheuende, Beharrlichkeit in der Freundschaft aus, weshalb auch seine vielen Freunde seinen Verlust tief und schmerzlich empfanden.

Ludwig Adolph Friedrich Kohli,
Archiv-Secretair in Oldenburg,

geb. d. 25. Mai 1769., gest. d. 17. Sept. 1838.

Kohli ist zu Plate im Hannoverschen Fürstenthum Lüneburg geboren, wo sein Vater damals Prediger war; seine Mutter war eine Tochter des Amtmanns Kaufmann zu Marienthal. Seinen Vater, dem er zugleich seinen ersten Unterricht verdankte, verlor er schon, als er 12 Jahr alt war und da seine Mutter mit 8 Kindern ohne Vermögen zurückblieb, war es derselben eine große Erleichterung, daß er auf der Ritteracademie zu Lüneburg ein Unterkommen fand, welches ihm freien Unterricht und freien Tisch verschaffte. Hier zeichnete er sich nicht nur durch außerordentlichen Fleiß in seinen Schulstudien aus, sondern auch durch sein Talent für Musik und durch eine schöne Stimme, so daß er bei Kirchenmusiken Solopartien zu übernehmen im Stande war. In seinem zwanzigsten Jahre bezog er die Universität Göttingen, um Theologie zu studieren, mußte jedoch wegen Beschränktheit seines Vermögens den größten Theil seines Unterhalts sich durch Privatunterricht selbst verschaffen. Nach beendigtem academischen Studium wurde er Lehrer im Hause des Gutsbesizers Wilken auf Rankendorf im Mecklenburgischen, wo er mehrere Jahre mit Nutzen fungirte und manchmal sich im Predigen übte. Indesß fühlte er dabei eine Schwäche der Brust, die ihn fürchten ließ, daß er

ein Predigeramt nicht würde bekleiden können und als er im Jahre 1800. Gelegenheit fand, einen gewissen Sievers, der in Göttingen die Rechte studieren wollte, als Hofmeister dahin zu begleiten, benutzte er daher diese, um selbst juristische Collegia zu hören.

Nach zwei Jahren kehrte er nach Mecklenburg zurück und nachdem er 1802. in Güstrow das juristische Examen wohl bestanden, nahm er bei dem Kammerherrn und Drossen von Lehsten auf dem Amte Goldberg die Stelle eines Gesellschafters und Vorlesers an. Hier erwarb er sich die Liebe und Achtung Aller, die ihn kannten, und wurde besonders durch Freundschaft mit dem Leibmedicus und Medicinalrath Sachse in Schwerin verbunden, der ihm Hoffnung machte, dort eine Anstellung zu finden. Im Jahre 1805. zeigte sich ihm jedoch Gelegenheit eine vortheilhaftere Anstellung in Lübeck zu bekommen, und er erhielt solche als Secretair bei der dortigen Kanzley. Nach Einführung der französischen Organisation im Jahre 1811. wurde er Greffier beim Friedensgericht des ersten Cantons in Lübeck und als im Frühjahr 1813. die Allirten bis Hamburg vorgebrungen waren, wurde ihm die Stelle des Friedensrichters in Lauenburg ertheilt, die er jedoch, durch das abermalige Vordringen der Franzosen bis an die Steckniz verhindert, nicht antreten konnte.

Im Jahre 1814. wurde er Secretair bei dem Kammerherrn Grafen zu Ranzau-Breitenburg, Amtmann zu Schwartzau und im Juli 1815. ernannte ihn der hochselige Herzog zum Amts-Auditor zu Ganderkesee.

Am 18. Octbr. 1817. wurde er Archiv-Secretair in Oldenburg und diese Stelle,

die eigentlich die eines Archivars zugleich mit befaßte, da ein solcher während seiner ganzen Dienstzeit nicht angestellt war, hat er bis an sein Ende bekleidet, indem dieses Geschäft seiner Neigung zu ruhigen Forschungen am meisten entsprach und Kränklichkeit ihm nicht gestattete, Stellen zu verwalten, die mit körperlichen Anstrengungen verbunden waren. Auch während dieser seiner Dienstzeit hatte er manche anhaltende Krankheit zu überstehen, sein Tod war indeß die Folge eines nur kurzen Krankenlagers.

Als Amts-Auditor in Ganderkesee hatte er im Jahre 1817. sich mit der verwittweten Pastorin Buse, Christiane Friederike geb. Brase, verheirathet, die er jedoch nach einer kinderlosen Ehe am 20. Nov. 1832. durch den Tod verlor. Seitdem war seine Schwester, die verwittwete Majorin Richard nebst ihrer Tochter, seine Hausgenossin und sorgsame Pflegerin.

Die Natur hatte in ihm auf seltene Weise kindliche Unbefangenheit und Unschuld erhalten, die, verbunden mit einer eifrigen Forschung und mit einer reifen Erkenntniß des Wesens aller Dinge im Leben, die schönsten Tugenden des Staatsbeamten und des bürgerlichen und häuslichen Lebens in ihm entwickelten. Ein gewissenhaftes Streben auf dem Wege seiner Pflicht, ein Beharren im Guten, eine sanfte Hingebung in unabänderliche Schicksale, ein gottgeweihter Sinn und ein liebendes Herz, das keinen Groll nährte, waren die großen Vorzüge, die seine Angehörigen und seine Freunde in ihm verehrten. Wohl dem, von dem dies nach seinem Tode mit Recht kann gesagt werden!

Er hat zu den Oldenb. Blättern und



früher zu mehreren andern Zeitschriften anonyme Beiträge geliefert; aber sein

Handbuch einer historisch-statistisch-geographischen Beschreibung des Herzogthums Oldenburg sammt der Erbherrschaft Fever und den beiden Fürstenthümern Lübeck und

Birkenfeld. 2 Thle. Bremen (Kaiser) 1824. 1825.,

wovon besonders der erste Theil und die erste Abtheilung des zweyten Theils die Frucht eines mehrjährigen Studiums sind, wird sein Andenken noch lange erhalten.

Bemerkungen über die Bienenzucht,

vom Amtmann Dr. Schröder zu Lilienthal.

(B e s c h l u ß.)

3. Form der Körbe. Die zweckmäßigste scheint die reine cylinderförmige zu seyn (oben so weit als unten) mit einem Kopfe, der nicht zu spitz ist. Zwar ist es eine unleugbare Thatsache, daß ein Schwarm in einem Korbe mit sehr spitzem Kopfe sich leichter anbauet; allein wenn die Bienen beim Verfahren unter freiem Himmel stehen müssen, so liegen die Plaggen auf den Körben mit sehr spitzem Kopfe nicht so sicher, sondern werden vom Winde leichter heruntergeworfen.

4. Dicke der Gewinde. In Absicht des Durchmessers der Strohgewinde selbst herrscht in den verschiedenen Gegenden Norddeutschlands und in jeder wieder unter den Immler selbst eine große Verschiedenheit. So sind z. B. im Gellesehen die Gewinde im Ganzen sehr stark, angeblich, um der Kälte bessern Widerstand zu leisten und dauerhafter und fester zu seyn. Ein Bienenkorb, der über 12 Pfund wiegt, ist dort keine Seltenheit. In der Bremenschen Gegend sind dagegen die Gewinde bei weitem nicht so stark, indem sie nur einen guten Zoll aufsteigen. Dem Amtmann Schröder ist noch nie eine Leibbiene wegen Kälte eingegangen, nicht einmal in Körben, deren Gewinde nur $\frac{1}{2}$ Zoll im

Durchmesser hielten. Die starken Gewinde consumiren unnöthigerweise viel Stroh, die Körbe werden dadurch schwerer und schwieriger zu behandeln, wenn man den Bau untersuchen will. Auch ist es falsch, daß die Körbe mit dicken Gewinden stärker sind, als die mit dünneren, vielmehr findet gerade das Gegentheil Statt und zwar aus dem natürlichen Grunde, weil es schwieriger ist, eine dicke Strohmasse mit gleicher Kraft so fest zusammenzupressen, als eine dünnere. Zu wünschen wäre daher, daß die in der That übertrieben starken Gewinde bei den Bienenkörben nach und nach verschwänden.

Ueber das zum Flechten der Körbe anzuwendende Material kann kein allgemeiner Rath ertheilt werden, weil dessen Wahl durch Localitäten bedingt ist, und nicht alle Immler so glücklich sind, Tannenwurzeln dazu verwenden zu können, sondern sich mit Weidenzweigen begnügen müssen.

5. Flugloch. Nichts ist für den Immler wichtiger, als die Bestimmung der Stelle des Bienenkorbes, an welcher seine Bienen aus- und einfliegen sollen, und doch wird dieses leider noch immer nicht genug beachtet, weil der gewöhnliche Immler häufig noch

dabei gleichgültiger ist, als er seyn sollte. In den meisten Gegenden Norddeutschlands haben die Bienenkörbe nur ein einziges Flugloch, in der Gegend aber, wo der Amtmann Schröder wohnt, bei alten Immkern noch immern zwei Fluglöcher. Die Höhe, in welcher das einzige Flugloch angebracht wird, ist wieder sehr verschieden, bald sehr hoch, bald fast in der Mitte der Höhe des Korbes.

Wenn als allgemein bekannt vorausgesetzt werden darf, daß die Bienen am Tage den eingesammelten Honig ganz flüchtig, um keine Zeit zu verlieren, unten im Korbe bloß einschlagen (oft fließt ja der Honig unten auf dem Boden) und ihn erst während der Nacht, oder wenn die Tracht aufgehört hat, nach oben verpacken und nach und nach versiegeln, so springt es klar in die Augen, daß es sehr unzuweckmäßig ist, das Flugloch hoch im Korbe anzulegen. Die Gründe, welche gegen diese Anlage des Flugloches streiten, dürften vorzüglich wohl folgende seyn:

a) Es geht zu viel Zeit bei der Honigtracht verloren, die an manchen Tagen ja oft nur 2 bis 3 Stunden dauert. Die einzelne Biene muß mit dem eingesammelten Honig von oben bis unten im Korbe kriechen, den Honig einschlagen und den langen Rückweg zu Fuße beginnen, ehe sie den Korb verlassen kann.

b) Im Winter geht zu viel Wärme verloren und manchmal ist das Flugloch sogar zugefroren, und daß den Bienen selbst das hohe Flugloch für die Ruhezeit unangenehm sey, beweisen sie ja dadurch, daß sie dasselbe im Herbst durch Wornachs verkleben, bald mehr, bald weniger, je nachdem sie einen strengen Winter erwarten oder nicht.

c) Im Spätwinter und Frühjahr, wenn die Sonne an noch kalten Tagen, vielleicht

gar bei liegendem Schnee, hell scheint, und das Bienenschauer nicht mit Strohecken z. gesichert ist, dringt der Sonnenschein leicht in den Korb, vielleicht auch in das Bienenzlager selbst und lockt so manche Biene zum Korbe heraus, die nie wieder zurückkehrt.

d) Im Frühjahr werden die Räuber leichter angelockt, weil der Honiggeruch leichter aus dem Flugloche dringt.

e) Den Bienen wird im Frühjahr das Reinigen des Korbes erschwert, wenn sie die Todten, Rehwürmer z. ausschaffen wollen, so wie auch im Herbst die Drohnenschlacht.

Dagegen ist beim Nuttschen, dem französischen und dem Sternschen Bienenzkasten, so wie auch bei den meisten Magazinböden, das Flugloch ganz unten am Boden und mit einem eignen Flugbrette zum leichteren Anfallen versehen, d. h. die Bienen fliegen von der Bank. Unbestritten ist dieß die beste Art, die oben bemerkten Nachtheile fallen dabei weg und den Räubern wird dadurch am sichersten vorgebeugt, wie Schröder aus eigener Erfahrung versichert. Die Unbequemlichkeiten dabei sind jedoch schon oben (S. 319) angeführt und für den Imker von Profession, der mit seinen Bienen wandern muß, sind diese Fluglöcher nicht anders anwendbar, als wenn er die Standbretter mitnimmt und dieselben etwas erhöht niederlegt, weil sonst die Bienen von ebener Erde abfliegen müßten.

Um die Nachtheile beider bemerkten Lagen des Fluglochs zu vermeiden, hat Schröder folgende bewährt gefundene Einrichtung gemacht. Die einfachen Strohkörbe haben zwei Fluglöcher, das eine ziemlich hoch im Korbe, das andere aber etwa nur 4 Zoll von der Bank erhöht. Das obere Flugloch ist sorgfältig verschlossen und wird nur in dem einzigen Falle geöffnet, wenn der Stock im Win-



ter gefüttert und ihm steifer Honig mit Heu untergestopft werden soll, das untere Flugloch aber dadurch verstopft würde, sonst nie. Dieser Fall wird bei den neueren Bienenkörben des Amtmanns Schröder aber nicht eintreten, weil diese oben im Kopfe die Dewhurstsche Oeffnung (nur nicht so groß, sondern nur $1\frac{3}{4}$ Zoll im Durchmesser) haben.

Möge aber der Zimmler das Flugloch in einer Höhe anlegen, in welcher er wolle, so sollte er doch wenigstens dahin sehen, daß in jedem Korbe sich das Flugloch in gleicher Höhe, von der Bank abgerechnet, befinde. Es hat beim Umsetzen der Körbe im Frühjahr zu große Annehmlichkeiten für die Bienen, die dann keine neue Flughöhe anzunehmen brauchen.

6. Bekleben der Körbe. Theils um die Körbe mehr gegen Wind und Wetter zu schützen, theils um die Fugen zu dichten, werden dieselben bekanntlich von Außen be-

klebt. Gewöhnlich wird dazu Lehm und frischer, nicht strohiger Kuhmist verwandt. Der Lehm scheint nicht recht zweckmäßig, denn er erschwert den Korb, saugt viele Feuchtigkeit an, und fällt dann ab. Dünner frischer Kuhmist, auf den Weiden gesammelt, und mit feingeseibter Holz- oder Torfasche vermischt, um die dunkle Farbe zu nehmen, scheint das beste Material zum Bekleben der Bienenkörbe, welches auch bei den untersten 4 Gewinden innerhalb des Korbes anzuwenden seyn möchte, um den Rehwürmern das Einnisteln zu erschweren.

Das Antheeren der Körbe und deren Anstrich mit Oelfarbe ist theils zu kostspielig, theils schädlich, weil die Bienen in solchen Körben nicht recht gedeihen wollen, eben so wenig wie in Körben, welche mit dem ausländischen Rohre zierlich geflochten sind, dessen man sich zum Flechten der Stühle bedient.

Sind Abdecker nothwendig, oder nur nützlich oder gar schädlich?

In der allgemeinen Zeitung für die deutschen Land- und Hauswirthe, herausgegeben von M. Beyer 1839. N^o 30., ist ein Aufsatz »über die vielfachen Vortheile, welche die Aufhebung der Abdeckereien insbesondere für die Landwirthschaft haben wird« enthalten, wobei der Redacteur folgende Bemerkung macht: »Der Herr Verfasser dieses Aufsatzes bringt seinen Gegenstand auf eine so vortrefliche und beziehungsreiche Weise zur Sprache, daß vielen Lesern die Wichtigkeit und das Heilvolle der beantragten Abfassung des Schindereiwesens und der Nachtheile und Gebrechen, die mit seinem Bestehen verbunden sind,

nun erst recht einleuchten wird. — Möchte dieß auf die Gesetzgebung für diese Angelegenheit von Einfluß seyn!«

Einsender dieses, der das Abdeckerwesen schon lange für schädlich oder wenigstens überflüssig hält, würde diesen Aufsatz an die Redaction der Oldenb. Blätter mit der Bitte um Aufnahme eingesandt haben, wenn er nicht Vieles enthielte, welches den hierländischen Verhältnissen gar nicht angemessen ist. Ein Auszug daraus läßt sich jedoch nicht gut machen und Einsender muß gestehen, daß auch er mit den verschiedenen Localitäten dieses Landes nicht bekannt genug ist, um beurthei-

len zu können, was dafür paßt oder nicht. Er bittet also die Leser dieser Blätter, welche sich dafür interessieren, ihn dort selbst nachzulesen, wozu sich wohl Gelegenheit finden wird*).

Zugleich will er hiemit die Sache zur Sprache bringen und Veranlassung geben, daß Andere, welche mehr Kenntniß davon haben, ihre Ansichten über diesen Gegenstand in diesen Blättern mittheilen. Soviel ist

ihm bekannt, daß in der Herrschaft Kripshausen schon vor etwa sechs Jahren die Eingefessenen sich gegen die Wiederanstellung eines Abdeckers erklärt haben, daß ihnen darauf gestattet worden, sich künftig eines beliebigen Abdeckers aus dem Nachbarlande zu bedienen oder einen solchen nach Gutdünken überall nicht zuzuziehen, und daß dem Vernehmen nach daraus bis jetzt weder irgend ein Nachtheil erwachsen, noch von irgend Jemand eine Abänderung gewünscht ist.

Verminderung der Schwalben.

Schon vor einigen Jahren erlaubte ich mir in der hiesigen landwirthschaftlichen Gesellschaft auf die außerordentliche Verminderung der Schwalben hieselbst aufmerksam zu machen, um zu erfahren, ob an anderen Orten eine gleiche Erscheinung sich zeige und so vielleicht, mir wenigstens, ganz unbekanntem Ursachen auf die Spur zu kommen. Von einem Resultat hierüber ist mir jedoch bis heute nichts bekannt geworden und wähle ich deshalb diesen Weg der größeren Oeffentlichkeit.

Vor etwa 25 Jahren fand man hier in jedem Hause wenigstens ein, oft aber 3 bis 4 Nester der Rauchschwalbe (*Hirundo rustica*), jetzt sind in der ganzen Stadt keine 25 Nester mehr. Vor gleichem Zeitraum

konnte man mindestens einige hundert Nester der Hauschwalbe (*H. urbica*) hier finden, jetzt nicht mehr ein einziges. Diese letztere Schwalbe besucht uns nur noch auf dem Zuge. Dagegen haben sich nach und nach ungefähr ein Duzend Paar der Thurmschwalbe (*H. apus*) hier eingesiedelt.

Das Zerstoren der Nester durch Knaben kann die Ursache so bedeutender Verminderung erstgenannter beiden Schwalbenarten nicht seyn, da von den meisten Hauseigenthümern diese niedlichen Thierchen gegen solche Unbill geschützt werden; welches ist also wohl die Ursache?

Delmenhorst.

Fitger.

Nutzen der Sägespäne als Brennmaterial.

In Gegenden, wo das Brennmaterial kostbar ist, kann es nicht ohne Interesse seyn, zu vernehmen, daß die Sägespäne ein vor-

zügliches Brennmaterial liefern, wenn solche auf nachstehende Weise zubereitet werden.

Man nimmt nämlich Sägespäne, wie sie

*) Die Redaction dieser Blätter wird das fragliche Stück gern auf Verlangen zum Durchlesen mittheilen.

in der Sägemühle liegen, wenn auch solche schon mehrere Jahre alt sind, begießt sie mit Wasser, daß sie durch und durch genäßt werden, tritt sie so wie die Gerberlohe in gewöhnliche Form zu Kuchen und stellt solche sodann auf einen luftigen und vor Nässe geschützten Ort zum Trocknen aus.

Solche Sägespänekuchen brennen besser als sog. Lohkuchen, indem sie weit mehr brennbare Stoffe enthalten, als ausgelaugte Gerberlohe.

Bei Anfertigung derselben hat man kein Hinderniß zu fürchten, weil sie so kurz sind, denn durch das Treten werden sie eben so schnell und fest verbunden als Gerberlohe.

Die Form, in welche die Sägespäne getreten werden, ist etwa 10 Zoll weit und 1 Zoll hoch und ein Arbeiter kann in einem Tage 400 Stück solcher Sägespänekuchen anfertigen.

Mittel gegen die Ohrwürmer an den Georginen.

(Von Herrn Ebermann in Celle mitgetheilt in der Zeitschrift des Gartenbauvereins im Königreich Hannover. 1839. Febr. S. 24.)

Diese lästigen Thiere suchen vorzugsweise die allgemein beliebten Georginen heim und zerfressen Blätter und Blüthenknospen, so daß, wenn man nicht bei Zeiten dazu thut, die Pflanzen gleich einem Gerippe dastehen.

Unter allen den zu ihrer Vertilgung angepriesenen Mitteln fand ich keines einfacher und zweckmäßiger, als was ich Gelegenheit hatte, in englischen Gärten zu sehen, und dessen ich mich seit zwei Jahren mit dem

besten Erfolge bediene. Man nimmt nämlich kleine Blumentöpfe, die man bis zu $\frac{1}{3}$ mit Moos anfüllt, und stülpt diese auf die bei den Georginen stehenden Stäbe. In diesen mit Moos gefüllten Töpfen sammeln sich die Ohrwürmer in der Nacht, weshalb man jeden Morgen die Töpfe herunternimmt, und die im Moose befindlichen Ohrwürmer tödtet. Befolgt man diese einfache Methode, so wird man nie über angerichteten Schaden zu klagen Ursache haben*).

Schulfeierlichkeiten.

(Nachfuge.)

In Zever war am 2. und 3. October das öffentliche Examen der Provinzialschule. Am Mittwoch Morgen (9 Uhr) begann dasselbe mit Quinta und Quarta, Nachmittags (2 Uhr) folgte die Prüfung von Tertia. Den Donnerstag Vormittag wurde Secunda, Nachmittags Prima geprüft. Der Rector Herr

Professor Dr. Seebicht hatte die Eltern der Zöglinge und alle Freunde der Schule in № 39. des Zeverischen Wochenblatts eingeladen, diese Feierlichkeit zur Ermunterung für Lehrer und Schüler mit zahlreicher Gegenwart zu beehren.

*) Vermuthlich läßt sich dieselbe auch bei Pfirschen und anderm Obst anwenden. — Anm. d. Eins.